

Und so hat das Lubambulu meinem Papa Kabongo das mysteriöse Mal auf der Schulter verpasst. Das Brett war kein gewöhnliches Brett. Es war ein Brett aus der Kiste aus Holz, die sein Vater gekauft hatte, um daraus ein Klavier zu bauen. Wer ein zivilisierter Mann sein wollte, brauchte ein Klavier im Haus. Aber dieses Projekt war ständig verschoben und die Bretter anderweitig verwendet worden, fürs Schulhaus des Hofs, den Fußboden im Keller unterm Laden und nun als Unterlage für ein neugeborenes Kind.

Als Luse Mulu 1946 im Sterben lag, rief er seinen Sohn zu sich, um mit ihm zu sprechen. Eines der seltenen Male im Leben des zwölfjährigen Jungen.

»Wir hinken hinterher. Man kann über die Belgier und Europäer sagen, was man will, aber unsere alten Sitten und Lebensgewohnheiten hemmen uns. Die restliche Welt bewegt sich viel schneller als wir. Sie sprengt Berge und besitzt tödliche Waffen. Sie findet Wege, die Natur zu unterwerfen, und sie tut das mit einer Selbstverständlichkeit, einer Selbstgerechtigkeit, dass Gott wohl seinen Segen dafür gegeben hat. Aber Fortschritt hat seinen Preis, das muss man verstehen. Ein Mann muss wissen, wann es Zeit ist zu tun, was getan werden muss. Man darf die Europäer sich nicht alles nehmen lassen, sodass wir, denen das Land eigentlich gehört, leer ausgehen. Mehr habe ich nicht versucht, mein Sohn. Ich habe versucht, meinen Teil dazu beizutragen. Das bekenne ich. Die Ahnen aber haben nur Verrat gesehen. Sie haben meiner Versuche gespottet, und dreimal musste ich ein Kind zu Grabe tragen. Nun sieht die Zukunft meines Landes und meiner Nachkommen düster aus. Ich bin gescheitert. Aber dich haben die Ahnen gezeichnet. Du böses und mysteriöses Kind. Nur du vermagst es, die Familie vor den Flüchen der Ahnen zu beschützen.«

Wie soll sie denn heißen? Das weiß nur Gott, antworten Mama und Papa die ganze Zeit. Vielleicht meint Gott auch, dass ein Geist keinen Menschennamen haben soll und schickt Mama und Papa deshalb keine Eingebung. Aber Mama legt, trotz Gottes offensichtlichem Widerwillen, das kleine Geistwesen willkommen zu heißen, das Bündel fast nie weg.

Es hat noch immer Schwierigkeiten beim Atmen. Einmal war es am Abend so schlimm, dass Mama den Schleim mit dem Mund aus der Nase des Geistwesens saugen musste. Wenn ich eklige Geräusche mache, nennt mich Dina Shetani und sagt, es ist kein Wunder, dass die Schlange nach mir gesucht hat, so schrecklich wie ich bin.

Auf der Dachterrasse stehen jetzt wieder Getränkeboxen, weil Papas Kollegen aus der Botschaft mit Geschenken zur Geburt des neuen Geschwisterchens gratuliert haben. Geschwisterchen sagen auch Mama und Dina und wollen, dass ich mit meinem Geistesrede aufhöre. Es ist ein Kind. Ein Geist, sage ich, hocke mich auf die Dachterrasse und beobachte, wie sich die schwarzen Wolken überm Haus zusammenziehen. Sie sehen aus wie die wütenden Arbeiter in Papas Erzählung. Sie leiden wie die Gestalten in der biblischen Hölle, die Mama mit dem Finger nachgemalt hat, während sie uns von Gottes Strafe für die Menschen erzählte. Dass der Mann unter Mühsal den Ackerboden bereiten muss und die Frau unter Mühsal gebären. Am härtesten strafte Gott die Frau, denn sie war an allem schuld.

Die grünen Schimmelmännchen an der Betonmauer flüstern von Mädchen, die für Süßigkeiten alles tun.

»Ich höre euch nicht«, sage ich laut.

Ich baue einen Turm aus Getränkeboxen und warte.

Ich baue eine Bühne und warte.

Die Tür unten ist offen. Ich höre das rostige Quietschen, wenn der Wind dagegen bläst.

Aber ich bleibe den ganzen Tag allein mit den schwarzen zornigen Wolkenmännchen, die auf einen Namen warten.

Anfang Februar, als Mama zum Haareflechten in unser Zimmer kommt, fragt Dina noch einmal, wie das kleine, runzlige Geistwesen heißen soll. Mama stellt Hocker und Öle hin und legt Garnrolle und Kamm bereit, aber antwortet nicht.

»Mama, kann ich bitte Rastazöpfe haben?« Dina wechselt das Thema. Sie möchte nicht mehr, dass Mama ihr eingeflochtenen Zöpfe oder so eine abgedroschene Frisur mit abstehenden Garnwickel-Zöpfen macht. Sie will Rastas wie die amerikanischen Fernsehstars in den Klatschmagazinen, die sie sich heimlich kauft. Dina sagt, dass in ihrer Schule viele solche Zöpfe haben, sogar die Tochter des Botschafters.

Mama zieht mit einem ärgerlichen Laut die Luft durch die Zähne.

»Du zuerst, Adi.« Sie setzt mich auf den Hocker und beginnt mit dem schmerzhaften Kämmen.

»Ich flechte euch Mädchenzöpfe, weil ihr Mädchen seid.« Mama unterteilt meine Haare in klar getrennte Bereiche, nimmt ein Bündel und umwickelt es von der Wurzel bis zur Spitze mit schwarzem Garn. Wenn sie fertig ist, werden die Haare wie ein Wald aus Bäumen mit kleinen, fluffigen Wipfeln aussehen. Bäumchen, die sie biegt und auf dem Kopf zu verschiedenen Mustern ineinander verwickelt. Meist zu Spiralen. Mama sagt, ihre Großmutter hat immer darauf bestanden, dass es zwischen Frisuren für Mädchen und Frisuren für Frauen einen Unterschied gibt. Mama sagt, Frauen flechten seit der Unabhängigkeit Zaires 1950 die Haare zu Spiralen, als Symbol dafür, dass alles wiederkommt.

»Aber es ist altmodisch, Mama. Wenn man eingeflochtene Zöpfe hat. Heute haben alle künstliche Haare.« Dina seufzt und verschränkt die Arme.

»Mit künstlichen Haaren hält man dich für ein leichtes Mädchen. Ist es das, was du willst?«

Dina protestiert mit unterdrückten Schreien, und Mama unterbricht das Einölen meiner Haarwurzeln.

»Jetzt reiß dich zusammen, Dina. Das Gefährlichste für Mädchen ist eine lasche Moral. Wie oft muss ich dich noch warnen?«

Mama macht sich wieder an meine Haare. Aus dem Arbeitszimmer hört man das Krächzen des kleinen Geistwesens. Irgendwo im Haus wummert es, und draußen auf der Straße hupt ungeduldig ein Auto. Aber hier im Zimmer hängt ein drückendes Schweigen. Als Mama wieder etwas sagt, macht ihr Mund Schmatzgeräusche.

»Eure kleine Schwester heißt Mai.«

Dann fügt sie hinzu: »Gott sei uns gnädig.«

Dina und ich teilen uns ein Zimmer und ein Bett. Sie schläft als Sentinelle am Rand, sie ist mein Wachposten gegen die Krokodile, die sich unterm Bett verstecken und schutzlos schlummernde Zehen abbeißen. Wenn wir schlafen gehen, zieht sie das weiße Moskitonetz ums Bett, hebt die Matratze an und steckt den Saum darunter. So sind wir verborgen wie unter Gottes Rockschoßen. Dann löscht sie das Licht, huscht zurück ins Bett und schließt nach dem Durchschlüpfen auch noch den letzten Schlitz. Während sich unsere Augen langsam ans weiße Mondlicht gewöhnen, erzählt mir Dina von der Schwester, die nach ihr, aber vor mir geboren wurde. Die gestorben ist. Die genau wie ich Tshadi geheißen hat.

Als die erste Tshadi, die ansonsten eigentlich ein ruhiges Kind war, auf einmal immer nur noch weinte und weinte, hätte man begreifen müssen, dass von dem Haus in Mikondo irgendein Unheil ausging. Das war 1983, und Dina war sechs. Papa war mit Sack und Pack umgezogen, obwohl das Haus noch gar nicht fertig gewesen war. Er hatte keinen Tag länger in einem Haus des Patrons in Limite leben wollen. Papas ältester Bruder nannte sich Patron, er war als Erbe des Familienvermögens für alles verantwortlich. Der Patron war erst verwundert und dann verärgert. Er nannte Papas Stolz eine Sünde. Nannte Papa einen Idioten. Warum wollte er nicht in dem Haus wohnen bleiben, für das er kaum was bezahlen musste? Wie konnte er das Haus mit Strom, Swimmingpool und Wachpersonal in Limite verlassen, um in einem unfertigen, ungetünchten Haus in Mikondo zu leben? Das hat Dina auch nicht verstanden. In dem Haus, das sie zurückgelassen haben, hat es im schön möblierten Wohnzimmer einen Fernseher und eine Stereoanlage gegeben. Und sie hat dort mit unserer großen Schwester Kimpa, benannt nach Papas Mama, und unserem großen Bruder Kazadi oder auch Zo, benannt nach Mamas Papa, Stücke aus der Bibel aufgeführt. Papa hat sie für ihre Kreativität gelobt. Er hat gesagt, dass sich Dina ihren Namen Dinanga, was Liebe bedeutet, verdient und sich würdig erwiesen hat, nach der Frau benannt zu sein, die ihn großgezogen hatte.

»Mit neuen Geschwistern ändert sich alles, du wirst schon sehen«, warnt mich Dina in der Dunkelheit.

Tatsächlich hatte sich mit der Geburt der ersten Tshadi allmählich alles verändert, sie war so rein und so schön, und alle liebten sie, einschließlich Dina. Aber am meisten hat Papa die erste Tshadi geliebt. Man konnte sie leicht zum Lachen bringen, und sie wollte viel lernen. Papa sagt oft, dass die erste Tshadi ein Engel auf Erden gewesen ist.

»Papa hatte verstanden, dass unsere Familie immer im Schatten seiner Brüder stehen würde, solange er für sie arbeitete. Aber er wollte etwas aufbauen, weil er und Mama glaubten, dass die erste Tshadi Wunder vollbringen würde, wenn sie mal groß ist. Mama hat nämlich vor der Geburt von ihr geträumt. Im Traum stand die erste Tshadi mit einer Spitzhacke in der Hand vor weiten, bearbeiteten Feldern.

Also hat Papa den Entschluss gefasst, sich endlich von seinen Brüdern zu befreien, und ist mit uns in das löchrige Haus in Mikondo gezogen. Und in diesem unglückseligen Haus sind wir krank geworden, man hat uns ausgeraubt, und zum Schluss haben böse Geister die erste Tshadi verschlungen.«

Dina schweigt, und ich drücke mich an sie.

Nach dem Tod der ersten Tshadi hat sich Dina alleingelassen gefühlt. Papa begann mit seinem Gerede von Schuld und seiner Wortbesessenheit. Von da an riss er Seiten aus dem Wörterbuch, und am Ende jedes Tages wartete auf die Kinder die Aufzählung ihrer im Laufe des Tages begangenen Sünden, samt der Disziplinierungsmaßnahmen dafür. Mama trug ihren Pagne so, dass er auch den Kopf bedeckte, und sprach jeden Tag gerade mal ein paar Worte. Zo wurde in der Schule wegen seiner langen Wimpern und seiner Schüchternheit gehänselt. Er wollte nicht mehr mit Dina spielen und war lieber mit den Nachbarsjungen zusammen. Er war der einzige Junge im Haus. Luse, der zweitälteste, benannt nach Papas Papa, lebte im Internat. Kasamba war schon ausgezogen, um zu studieren.

Im Haus mit den hallenden Wänden und den triefenden, unfertigen Zimmern, begann Dina eine Tanznummer einzustudieren. Die sollte für Beifall und Lachen sorgen. Dina übte im Schein einer Kerze, und die Schatten an der Wand waren ihre Spielkameraden. Am Abend ihrer Aufführung waren alle im Wohnzimmer. Kimpa und Zo machten Hausaufgaben, Mama las in der Bibel, und Papa schrieb an einem eigenen Wörterbuch. Dina bat, aufs Klo gehen zu dürfen, und als sie wiederkam, trug sie Mamas BH und Schuhe. Dina tanzte und spielte sich richtig auf. Als sie fertig war, war es völlig still im Raum. Die

Geschwister hatten glänzende Augen, Mama hielt sich die Hand vor den Mund. Nur Papa bewegte sich. Er stand auf, ging zu Dina und gab ihr eine Ohrfeige. Er schimpfte nicht mit ihr, sondern verließ einfach das Zimmer.

»Ich habe losgeheult und gesagt, dass Papa mich nicht lieb hat. Da hat Mama gesagt, Papa liebt mich bestimmt, aber er will seine Töchter beschützen.«

Dina befreit sich aus meiner Umarmung.

»Das ist Teil von Urgroßmutter's Fluch. Wir dürfen alle nicht glücklich werden.«

»Warum hat sie uns verflucht?«

»Sie wurde von Männern gefangen genommen, die im Dienst der Belgier standen.«

»Was sind Belgier?«

»Unterbrich mich nicht! Früher hat man Frauen und Kinder gefangen genommen, um die Väter und Söhne dazu zu zwingen, im Busch zu arbeiten. Als man Urgroßmutter Mai gefangen genommen hat, war sie gerade schwanger. Aber die Familie hat nur Großvater freigekauft und Urgroßmutter Mai dort sterben lassen. Angeblich hat man ihr die Hände abgehackt.«

Mein Herz schlägt so heftig, dass ich kaum verstehen kann, was Dina sagt.

»Und Papa glaubt jetzt, dass es seine Pflicht ist, das Baby Mai zu nennen, damit unsere Urgroßmutter in Frieden ruhen kann und uns endlich kein Unglück mehr widerfährt. Deshalb hat er im Krankenhaus auch Großvater gesehen. Als Zeichen und als Mahnung. Aber es ist gefährlich, jemanden Mai zu nennen. Vielleicht wird das Baby sterben.« Jetzt klingt Dinas Stimme belegt. Sie wischt sich übers Gesicht und dreht sich von mir weg. Gleich darauf höre ich sie schniefen, und bei jedem heftigen Atemzug quietschen die Bettfedern.

»Ich finde, es soll dahin zurück, wo es hergekommen ist«, sage ich und versuche Dina wieder zu mir umzudrehen.

»Sei nicht garstig. Wenn Mai stirbt, dann bist du schuld, weil du so böse Sachen sagst.«